

Nr. 174. Bromberg, den 2. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(12. Fortsetzung.)

Auch heute hatte bei Leopolds Erscheinen die sich täglich wiederholende Begrüßungsszene gespielt: Mützell war auf die Küche zu verschwunden und tauchte jetzt in Front des Hauses wieder auf, das Tablett auf den fünf Fingerspitzen seiner linken Hand mit beinahe zirkushafter Virtuosität balanzierend.

„Guten Morgen, Herr Treibel. Schöner Morgen heute morgen."

„Ja, lieber Mützell. Sehr schön. Aber ein bißchen frisch. Besonders hier am Wasser. Mich schuddert ordentlich, und ich bin schon auf und ab gegangen. Lassen Sie sehen, Mützell, ob der Kaffee warm ist."

Und ehe der so freundlich Angesprochene das Tablett auf den Tisch setzen konnte, hatte Leopold die kleine Tasse schon herabgenommen und sie mit einem Zuge geleert.

„Ah, brillant. Das tut einem alten Menschen wohl. Und nun will ich die Milch trinken, Mützell; aber mit Andacht. Und wenn ich damit fertig bin — die Milch ist immer ein bißchen labbrig, was aber kein Tadel sein soll, gute Milch muß eigentlich immer ein bißchen labbrig sein — wenn ich damit fertig bin, bitt ich noch um eine . . ."

„Kaffee?"

„Freilich, Mützell."

„Ja, Herr Treibel . . ."

„Nun, was ist? Sie machen ja ein ganz verlegenes Gesicht, Mützell, als ob ich was Besonderes gesagt hätte."

„Ja, Herr Treibel . . ."

„Nun, zum Donnerwetter, was ist denn los?"

„Ja, Herr Treibel, als die Frau Mama vorgestern hier waren und der Herr Kommerzienrat auch, und auch das Gesellschaftsfräulein, und Sie, Herr Leopold, eben nach dem Sperl und Karussell gegangen waren, da hat mir die Frau Mama gesagt: „Hören Sie, Mützell, ich weiß, er kommt beinahe jeden Morgen, und ich mache Sie verantwortlich . . . e i n e T a s s e; nie mehr . . . Sanitätsrat Lohmeyer, der ja auch mal Ihre Frau behandelt hat, hat es mir im Vertrauen, aber doch mit allem Ernst gesagt: zwei sind Gift . . .""

„So . . . und hat meine Mama vielleicht noch mehr gesagt?"

„Die Frau Kommerzienrat sagten auch noch: „Ihr Schade soll es nicht sein, Mützell . . . Ich kann nicht sagen, daß mein Sohn ein passionierter Mensch ist, er ist ein guter Mensch, ein lieber Mensch . . ." Sie verzeihen, Herr Treibel, daß ich Ihnen das alles, was Ihre Frau Mama gesagt hat, hier so ganz simplement wiederhole . . . „aber er hat die Kaffeepassion. Und das ist immer das Schlimme, daß die Menschen gerade d i e Passion haben, die sie nicht haben sollen. Also, Mützell, eine Tasse mag gehen, aber nicht zwei.""

Leopold hatte mit sehr geteilten Empfindungen zugehört und nicht gewußt, ob er lachen oder verdrießlich werden solle. „Nun, Mützell, dann also lassen wir's; keine zweite." Und damit nahm er seinen Platz wieder ein, während sich Mützell in seine Wartestellung an der Hausecke zurückzog.

„Da hab ich nun mein Leben auf einen Schlag", sagte Leopold, als er wieder allein war. „Ich habe mal von einem gehört, der bei Josty, weil er so gewettet hatte, zwölf Tassen Kaffee hintereinander trank und dann tot umfiel. Aber was beweist das? Wenn ich zwölf Käsestullen esse, fall ich auch tot um; alles Verzwölffachte tötet einen Menschen. Aber welcher vernünftige Mensch verzwölffacht auch sein Speis und Trank. Von jedem vernünftigen Menschen muß man annehmen, daß er Unsinnigkeiten unterlassen und seine Gesundheit befragen und seinen Körper nicht zerstören wird. Wenigstens für mich kann ich einstehen. Und die gute Mama sollte wissen, daß ich dieser Kontrolle nicht bedarf, und sollte mir diesen meinen Freund Mützell nicht so naiv zum Hüter bestellen. Aber sie muß immer die Fäden in der Hand haben, sie muß alles bestimmen, alles ordnen, und wenn ich eine baumwollene Jacke will, so muß es eine wollene sein."

Er machte sich nun an die Milch und mußte lächeln, als er die lange Stange mit dem schon niedergesunkenen Milchschaum in die Hand nahm. „Mein eigentliches Getränk. „Milch der frommen Denkungsart" würde Papa sagen. Ach, es ist zum Ärgern, alles zum Ärgern. Bevormundung, wohin ich sehe, schlimmer, als ob ich gestern meinen Einsegnungstag gehabt hätte. Helene weiß alles besser, Otto weiß alles besser, und nun gar erst die Mama. Sie möchte mir am liebsten vorschreiben, ob ich einen blauen oder grünen Schlips und einen graden oder schrägen Scheitel tragen soll. Aber ich will mich nicht ärgern. Die Holländer haben ein Sprichwort: „Ärgere dich nicht, wundere dich bloß." Und auch das werd ich mir schließlich noch abgewöhnen."

Er sprach noch so weiter in sich hinein, abwechselnd die Menschen und die Verhältnisse verklagend, bis er mit einem Mal all seinen Unmut gegen sich selber richtete: „Torheit. Die Menschen, die Verhältnisse, das alles ist es nicht; nein, nein. Andere haben auch eine auf ihr Hausregiment eifersüchtige Mama und tun doch, was sie wollen; es liegt an mir. "Pluck, dear Leopold, that's it", das hat mir der gute Nelson noch gestern abend zum Abschied gesagt, und er hat ganz recht. Da liegt es; nirgend anders. Mir fehlt es an Energie und Mut, und das Aufbäumen hab ich nun schon gewiß nicht gelernt."

Er blickte, während er so sprach, vor sich hin, knipste mit seiner Reitgerte kleine Kiesstücke fort und malte Buchstaben in den frischgestreuten Sand. Und als er nach einer Weile wieder aufblickte, sah er zahlreiche Boote, die vom Stralauer Ufer herüberkamen, und dazwischen einen mit großem Segel flußabwärts fahrenden Spreekahn. Wie sehnsüchtig richtete sich sein Blick darauf.

„Ach, ich muß aus diesem elenden Zustande heraus, und wenn es wahr ist, daß einem die Liebe Mut und Entschlossenheit gibt, so muß noch alles gut werden. Und nicht bloß gut, es muß mir auch leicht werden und mich geradezu drängen, den Kampf aufzunehmen und ihnen allen zu zeigen, und der Mama voran, daß sie mich denn doch verkannt und unterschätzt haben. Und wenn ich in Unentschlossenheit zurückfalle, was Gott verhüte, so wird s i e mir die nötige Kraft geben. Denn sie hat all das, was mir

fehlt, und weiß alles und kann alles. Aber bin ich ihrer sicher? Da steh ich wieder vor der Hauptfrage. Mitunter ist es mir freilich, als kümmere sie sich um mich und als spräche sie eigentlich nur zu mir, wenn sie zu anderen spricht. So war es noch gestern abend wieder, und ich sah auch, wie Marcell sich verfärbte, weil er eifersüchtig war. Etwas anderes konnte es nicht sein. Und das alles . . ."

Er unterbrach sich, weil eben jetzt die sich um ihn her sammelnden Sperlinge mit jedem Augenblick zudringlicher wurden. Einige kamen bis auf den Tisch und mahnten ihn durch Picken und dreistes Ansehen, daß er ihnen noch immer ihr Frühstück schulde. Lächelnd zerbrach er ein Biskuit und warf ihnen die Stücke hin, mit denen zunächst die Sieger und, alsbald auch ihnen folgend, die anderen in die Lindenbäume zurückflogen. Aber kaum, daß die Störenfriede fort waren, so waren für ihn auch die alten Betrachtungen wieder da. „Ja, das mit Marcell, das darf ich mir zum Guten deuten und manches andere noch. Aber es kann auch alles bloß Spiel und Laune gewesen sein. Corinna nimmt nichts ernsthaft und will eigentlich immer nur glänzen und die Bewunderung oder das Verwundertsein ihrer Zuhörer auf sich ziehen. Und wenn ich mir diesen ihren Charakter überlege, so muß ich an die Möglichkeit denken, daß ich schließlich auch noch heimgeschickt und ausgelacht werde. Das ist hart. Und doch muß ich es wagen . . . . Wenn ich nur wen hätte, dem ich mich anvertrauen könnte, der mir riete. Leider hab ich niemanden, keinen Freund; dafür hat Mama auch gesorgt, und so muß ich mir, ohne Rat und Beistand, allerpersönlichst ein doppeltes „Ja" holen. Erst bei Corinna. Und wenn ich dies erste „Ja" habe, so hab ich noch lange nicht das zweite. Das seh ich nur zu klar. Aber das zweite kann ich mir wenigstens erkämpfen und will es auch . . Es gibt ihrer genug, für die das alles eine Kleinigkeit wäre, für mich aber ist es schwer; ich weiß, ich bin kein Held, und das Heldische läßt sich nicht lernen. „Jeder nach seinen Kräften", sagte Direktor Hilgenhahn immer. Ach, ich finde doch beinahe, daß mir mehr aufgelegt wird, als meine Schultern tragen können."

Ein mit Personen besetzter Dampfer kam in diesem Augenblick den Fluß herauf und fuhr, ohne an dem Wassersteg anzulegen, auf den „Neuen Krug" und „Sadowa" zu; Musik war an Bord, und dazwischen wurden allerlei Lieder gesungen. Als das Schiff erst den Steg und bald auch die „Liebesinsel" passiert hatte, fuhr auch Leopold aus seinen Träumereien auf und sah, nach der Uhr blickend, daß es höchste Zeit sei, wenn er noch pünktlich auf dem Kontor eintreffen und sich eine Reprimande oder, was schlimmer, eine spöttische Bemerkung von seiten seines Bruders Otto ersparen wollte. So schritt er denn unter freundlichem Gruß an dem immer noch an seiner Ecke stehenden Mützell vorüber und auf die Stelle zu, wo der Einarmige sein Pferd hielt. „Da, Fritz!" Und nun hob er sich in den Sattel, machte den Rückweg in einem guten Trab und bog, als er das Tor und gleich danach die Pionierkaserne wieder passiert hatte, nach rechts hin in einen neben dem Otto Treibelschen Holzhofe sich hinziehenden, schmalen Gang ein, über dessen Heckenzaun fort man auf den Vorgarten und die zwischen den Bäumen gelegene Villa sah. Bruder und Schwägerin saßen noch beim Frühstück. Leopold grüßte hinüber: „Guten Morgen, Otto; guten Morgen, Helene!" Beide erwiderten den Gruß, lächelten aber, weil sie diese tägliche Reiterei ziemlich lächerlich fanden. Und gerade Leopold! Was er sich eigentlich dabei denken mochte!

Leopold selbst war inzwischen abgestiegen und gab das Pferd einem an der Hintertreppe der Villa schon wartenden Diener, der es, die Köpenicker Straße hinauf, nach dem elterlichen Fabrikhof und dem dazu gehörigen Stallgebäude führte — stableyard, sagte Helene.

Neuntes Kapitel.

Eine Woche war vergangen, und über dem Schmidtschen Hause lag eine starke Verstimmung; Corinna grollte mit Marcell, weil er mit ihr grollte (so wenigstens mußte sie sein Ausbleiben deuten), und die gute Schmolke wiederum grollte mit Corinna wegen ihres Grollens auf Marcell. „Das tut nicht gut, Corinna, so sein Glück von sich zu stoßen. Glaube mir, das Glück wird ärgerlich, wenn man es wegjagt, und kommt dann nicht wieder Marcell ist, was man einen Schatz nennt oder auch ein Juwel, Marcell ist ganz so, wie Schmolke war." So hieß es jeden Abend. Nur Schmidt selbst merkte nichts von der über seinem Hause lagernden Wolke, studierte sich vielmehr immer tiefer in die Goldmasken hinein und entschied sich, in einem mit Distelkamp immer heftiger geführten Streite, auf das bestimmteste hinsichtlich der einen für Ägisth. Ägisth sei doch immerhin sieben Jahre lang Klytemnestras Gemahl gewesen, außerdem naher Anverwandter des Hauses, und wenn er, Schmidt, auch seinerseits zugeben müsse, daß der Mord Agamemnons einigermaßen gegen seine Ägisth-Hypothese spreche, so sei doch andererseits nicht zu vergessen, daß die ganze Mordaffäre mehr oder weniger etwas Internes, sozusagen eine reine Familienangelegenheit gewesen sei, wodurch die nach außen hin auf Volk und Staat berechnete Beisetzungs- und Zeremonialfrage nicht eigentlich berührt werden könne.

Auch bei den alten und jungen Treibels herrschte eine gewisse Laune vor: Helene war unzufrieden mit Otto, Otto mit Helenen, und die Mama wiederum mit beiden. Am unzufriedensten, wenn auch nur mit sich selber, war Leopold, und nur der alte Treibel merkte von der ihn umgebenden Verstimmung herzlich wenig oder wollte nichts davon merken, erfreute sich vielmehr einer ungewöhnlich guten Laune. Daß dem so war, hatte, wie bei Willibald Schmidt, darin seinen Grund, daß er all die Zeit über sein Steckenpferd tummeln und sich einiger schon erzielter Triumphe rühmen durfte. Vogelsang war nämlich, unmittelbar nach dem zu seinen und Mr. Nelsons Ehren stattgehabten Diner, in den für Treibel zu erobernden Wahlkreis abgegangen, und zwar um hier in einer Art Vorkampagne die Herzen und Nieren der Teupitz-Zossener und ihre mutmaßliche Haltung in der entscheidenden Stunde zu prüfen. Es muß gesagt werden, daß er, bei Durchführung dieser seiner Aufgabe, nicht bloß eine bemerkenswerte Tätigkeit entfaltet, sondern auch beinahe täglich etliche Telegramme geschickt hatte, darin er die Resultate seines Wahlfeldzuges, je nach der Bedeutung der Aktion, länger oder kürzer berichtete. Daß diese Telegramme mit denen des ehemaligen Bernauer Kriegskorrespondenten eine verzweifelte Ähnlichkeit hatten, war Treibel nicht entgangen, aber von diesem, weil er schließlich nur auf das achtete, was ihm persönlich gefiel, ohne sonderliche Beanstandung hingenommen worden. In einem dieser Telegramme hieß es: „Alles geht gut. Bitte, Geldanweisung nach Teupitz hin. Ihr V." Und dann: „Die Dörfer am Scharmützelsee sind unser. Gott sei Dank. Überall dieselbe Gesinnung wie am Teupitzsee. Anweisung noch nicht eingetroffen. Bitte dringend. Ihr V." . . „Morgen nach Storkow! Dort muß es sich entscheiden. Anweisung inzwischen empfangen. Aber deckt nur gerade das schon Verausgabte. Montecuculis Wort über Kriegführung gilt auch für Wahlfeldzüge. Bitte weiteres nach Groß-Rietz hin. Ihr V." Treibel, in geschmeichelter Eitelkeit, betrachtete hiernach den Wahlkreis als für ihn gesichert, und in den Becher seiner Freude fiel eigentlich nur ein Wermutstropfen: er wußte, wie kritisch ablehnend Jenny zu dieser Sache stand, und sah sich dadurch gezwungen, sein Glück allein zu genießen. Friedrich, überhaupt sein Vertrauter, war ihm auch jetzt wieder „unter Larven die einzig fühlende Brust", ein Zitat, das er nicht müde wurde sich zu wiederholen. Aber eine gewisse Leere blieb doch. Auffallend war ihm außerdem, daß die Berliner Zeitungen gar nichts brachten, und zwar war ihm dies um so auffallender, als von scharfer Gegnerschaft, allen Vogelsangschen Berichten nach, eigentlich keine Rede sein konnte. Die Konservativen und Nationalliberalen, und vielleicht auch ein paar Parlamentarier von Fach, mochten gegen ihn sein, aber was bedeutete das? Nach einer ungefähren Schätzung, die Vogelsang angestellt und in einem eingeschriebenen Briefe nach Villa Treibel hin adressiert hatte, besaß der ganze Kreis nur sieben Nationalliberale: drei Oberlehrer, einen Kreisrichter, einen rationalistischen Superintendenten und zwei studierte Bauerngutsbesitzer, während die Zahl der Orthodox-Konservativen noch hinter diesem bescheidenen Häuflein zurückblieb. „Ernst zu nehmende Gegnerschaft, vacat." So schloß Vogelsangs Brief, und „vacat" war unterstrichen. Das klang hoffnungsreich genug, ließ aber inmitten aufrichtiger Freude doch einen Rest von Unruhe fortbestehen, und als eine runde Woche seit Vogelsangs Abreise vergangen war, brach denn auch wirklich der große Tag an, der die Berechtigung der instinktiv immer wieder sich einstellenden Ängstlichkeit und Sorge dartun sollte. Nicht unmittelbar, nicht gleich im ersten Moment, aber die Frist war nur eine nach Minuten ganz kurz bemessene. (Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(5. Fortsetzung.) ——

„Ja, es ist etwas passiert. Kein Unglücksfall, nein. Aber dieses Mädchen — nein, Albert, wir können dieses Mädchen nicht behalten!"

„Beruhige dich erst einmal, Mutter." Er nimmt eine Flasche aus einem Wandschrank und füllt ein kleines Gläschen mit Chinawein, den er ihr reicht. „Komm, trink einmal. Du bist ermüdet."

Seine Frau sieht zu ihm auf. Es kommt nicht oft vor, daß sie die Vorherrschaft in ihrem Zusammenleben verliert, aber wenn ihr Herz schlägt wie jetzt und diese unsichtbare Faust es zu packen und zusammenzudrücken scheint, dann gibt sie willig die Zügel aus der Hand.

„Siehst du es nicht zu schwer an, Mutter?"

Frau Lemme setzt das Glas nieder. „Sie hat mich in die größte Verlegenheit gebracht . Ein solches Großstadtwesen paßt nicht hierher, Albert! Sie ist respektlos, traditionslos, einfach unmöglich! Ich will sie nicht mit Gretchen vergleichen, Gretchen ist tadellos erzogen, mit ihr hätte ich an Hof gehen können! Aber so etwas darf ein Mädchen aus guter Familie nicht sagen!"

Albert Lemme wartet geduldig. „Was hat sie denn gesagt, Muter?"

Frau Lemme fährt mit ihrem Tuch über die Stirn. Es geht ihr besser, und damit erwacht der Zorn wieder in ihr. „Sie hat zuerst keine zwei Worte gesprochen am Kaffeetisch. Außer Winters waren noch zwei alte Fräulein aus dem fürstlichen Stift dort. Ich hoffte schon, daß sie so schweigsam bleiben würde, wenn es gerade auch kein Renommee ist, ein so stumpfsinniges junges Mädchen vorzuführen.

Aber dann mußte das alte Fräulein von Bargendorff die Geschichte erzählen, wie ihr Bruder bei einem Hechtessen nach der Treibjagd beim Fürsten eine große Gräte in den Hals bekommen hat. Du weißt, wir kennen alle diese aufregende Erzählung, aber jeder hörte doch wieder mit Teilnahme zu, und es war ganz still um den Tisch. Da reißt plötzlich diese furchtbare Gipsy die Augen kreisrund auf und ruft:

„Mußte die Feuerwehr kommen?" Albert, ich hätte unter den Tisch sinken mögen! Keiner wagte ein Wort zu sagen. Alle starrten sie an und mich, auch mich! Und endlich erlöste uns Dr. Winter, indem er Fräulein von Bargendorff die Hand küßte und sagte: „Die Jugend ist eine andere Welt, verehrte Freundin — so lange, bis sie die ersten grauen Haare bekommt." — Der gütige Mann! Ich habe mich entsetzlich geschämt."

Albertus Lemme steht regungslos. Er möchte sich gern entrüsten, er muß es auch, das weiß er, denn Gipsy hat seiner Frau Aufregung und vielleicht eine böse Nacht bereitet, wenn es ihm nicht gelingt, ihr Herz jetzt vor dem Schlafengehen noch zu beruhigen. Aber er kämpft heimlich mit einem ganz revolutionären Lachen, das er nur mit großer Anstrengung unterdrückt.

„Es wird wieder vergessen werden, Mutter", sagt er schließlich, und als er die Röte in ihrer Stirn sieht, „ging es den sonst erfreulich vor sich?"

„Wenn du es erfreulich nennen willst, daß sie, als man sie fragte, ob sie die herrlichen Strauß'schen Walzer spielen könne, die „Geschichten aus dem Wiener Wald," diese gemütlichen, herzigen Melodien, sofort sagte: „Nein, aber was viel besseres!", und darauf ohne Gêne zum Klavier ging und eine ganz entsetzliche Negermusik begann. Albert, sie hat mit dem Siegelring, den sie von ihrem Vater trägt, gegen den Klavierdeckel gehämmert, weiß Gott, was das vorstellen sollte, und zu aller Schrecken plötzlich einen englischen Text gesungen, mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte. Ich glaube, die Füße arbeiteten auch. Es war —"

„Laß nur, Mutter. Ich kann es mir vorstellen. Es ist gewiß sehr — ungewöhnlich gewesen. — Mit dem Siegelring, sagst du?"

„Ja. Und dazu gesungen und gepfiffen. Zuletzt steckte sie zwei Finger in den Mund und gellte wie ein Gassenjunge durch die vornehmen, stillen Zimmer bei Winters. — Sie ist ein Gassenjunge, Albert. Und ein Gassenjunge kann nicht mit zu unseren Freunden und Verwandten genommen werden — nein, Albert!"

Während die Hirschen-Apotheke so der Schauplatz einer noch lange nachwogenden Erregung wird, läuft der „Gassenjunge" mit langen Schritten dem Berggarten zu.

Die Hesselsche Gärtnerei soll kurz vor dem Tempelchen, das zu den Wiesen hinunterführt, liegen. Der Weg ist weit. Sie muß durch ganz Sandershausen laufen, ehe sie die Landstraße und den Berggarten erreicht.

Es war nicht schwer, von Frau Lemme loszukommen. Die hat nur mit zusammengekniffenen Lippen genickt, als sie sich entschuldigte und am Schloß abbog. Möglich, daß die Jazzmusik ihr nicht gefallen hat. Papa sagt immer, daß sie es großartig imitieren kann, nur etwas zu laut. Aber wie soll man es anders machen? Gipsy weiß nicht, wie man Pfiffe verhaltener von sich geben soll, sie bemüht sich schon sehr, nur die Hälfte ihrer Lungenkraft darau zu wenden.

Nischni-Nowgorod hat einen famosen Rhythmus. Aber diese Leute haben keinen Sinn dafür.

Sie fühlen nicht, daß das Blut von selbst anfängt zu tanzen, wenn der Hammer dieser Takte dröhnt. Vielleicht hätte sie es lieber lassen sollen? Aber es war zu schön, in dieses Säuseln und Schwärmen von Johann Strauß und dem „Blumenlied" und dem „Gebet" der unsterblichen Jungfrau einen reellen, gesunden Jazz hineinzutrommeln.

Unsinn! Sie hat jetzt etwas anderes zu tun als darüber nachzudenken. Sie muß Wolf Hessel finden, Wolfgang, den Verzweifelten.

Hoffentlich hat er sich nicht schon etwas angetan! Gretchen hat seine Lage in den düstersten Farben geschildert. Verschuldete Gärtnerei, kein Geld zum Studium, ungewöhnliche Begabung für Philosophie und Mathematik. Aber es selbstmordet sich nicht so schnell.

Gipsy lacht überlegen: kürzlich zogen sie in den Anlagen vor dem Eppendorfer Krankenhaus ein Dienstmädchen aus dem Ententeich, in dem der kurzbeinigste Dackel nur mit Anstrengung seinem Leben ein Ende hätte machen können, Komödie. . . .

Dann aber fällt ihr die Aufnahmestation desselben Krankenhauses ein und Papas ernstes Gesicht. Der Student, den sie aus dem Hafen fischten, die alten Leute, die den Gashahn öffneten, die Frau, die ihren Mann verloren hatte und mehrere Röhrchen Veronal verschluckte: — und sie läuft rascher den hügeligen Weg hinauf.

Was weiß sie denn von Wolfgang Hessel?!

Viertes Kapitel.

Endlich, als sie schon glaubt, sich im Berggarten verlaufen zu haben, steht Gipsy vor einer hölzernen Pforte, über der ein altersschwaches, einstmals hell gestrichenes Schild mit verwaschenen Buchstaben hängt. „Handelsgärtnerei Hessel." Darunter mit Kreide, kaum noch leserlich, „Eingang hier".

Gut, daß es dabei steht, denkt Gipsy, sonst traut man sich kaum, den schweren Balken auszuhaken und in diese Wildnis, die in der Dämmerung unwirtlich aussieht, einzudringen.

Wo das Gebüsch dichter wird und ein Haus zu liegen scheint, hinter einer wahren Festungsmauer von Rotbuchen und Kastanien, die schwarz und gelb mit ihrem gefallenen Laub den verwilderten Rasen besät haben, hat Gipsy einen freien Blick zur südlichen Ebene hinunter, hinter der die Wälder liegen. Sie bleibt wie angewurzelt stehen: das ganze Terrain bis hinab zu den Wiesen ist ein einziges blühendes Feld. In der dünnen Herbstluft leuchten Tausende von Blumen, als ginge Licht von ihnen aus, und erhellen den in hohes Gestrüpp eingebetteten Platz. Hier hat kein Windhauch ankommen und mit Nachtfrost die zarten Dahlien in schwarze, verdorrte Klumpen verwandeln können. Sie strahlen noch immer wilde Gier des Lebenswollens aus.

Unten auf den Wiesen braut schon der Fuchs, die ersten grauen Fetzen schleichen sich zwischen die niedrigen Winterastern.

„Donnerwetter!" Gipsy geht durch das raschelnde Laub und nimmt prüfend einige der spitzblättrigen, kühlen Blüten in die Hand. Noch tadellos! Und mitten in diesem Reichtum hoffnungslos verschuldet? Sie pfeift schon wieder laut und aufgeregt, und als Antwort tönt vom Hause her Hundegebell. Wie war das Rezept doch noch: die rechte Faust vor, dem Angreifer ins Maul, und mit der linken nach dem Halsband oder ins Nackenfell greifen!

Hoffentlich kann sie ihn sehen, es ist so ein ungewisses, dummes Licht!

Aber das Gebell kommt nicht näher, statt dessen rascheln Schritte hinter der Rotbuche, und im nächsten Augenblick steht ein junger Mann in Kniehosen und einer leinenen, blauen Jacke neben ihr. Der Hund, der gebellt hat, ist bei ihm, kümmert sich aber nicht um Gipsy, sondern schnüffelt am Boden hin.

„Guten Abend! Ich möchte Herrn Hessel sprechen, Wolfgang Hessel."

„Der bin ich."

Gipsy kann sein Gesicht nicht erkennen, denn er steht im Schatten des Baumes, sie sieht nur, daß er sehr groß und hager ist. Er lebt also noch. Sie ist sehr befriedigt. Sie hatte schon Vorstellungen von einem verlassenen Hause gehabt, darin sie einen Erschossenen suchen muß. Sie wird sehr vergnügt, daß es nicht der Fall ist.

„Ich möchte Blumen kaufen," sagte sie ernsthaft.

Der junge Mann tritt noch tiefer in den Baumschatten zurück. „Ich verkaufe keine Blumen."

„Ich denke, hier ist eine Gärtnerei. Und Sie können doch nicht behaupten, daß Sie ausverkauft haben." Sie reckt den Arm über das Dahlien- und Asternfeld. „Auswahl genug."

Wolfgang Hessel kommt aus seiner Kulisse heraus. „Die Blumen stehen noch vom Frühjahr dort, wo sie gepflanzt wurden — von meinem Vater. Ich führe die Gärtnerei nicht fort."

Gipsy stößt die Luft durch die Zähne. „Soll das heißen, daß Sie alle diese Blumen — einfach verkommen lassen?"

„Mit Ihrer Erlaubnis, ja", sagt Wolfgang Hessel und macht eine leichte Verbeugung.

„Sie — Sie — Idiot!"

Das Geschoß ist heraus. Gipsy kann es nicht mehr zurückholen. Jetzt steht sie da und starrt dem jungen Mann unentwegt ins Gesicht. Wenn er sie nun herauswirft, hat sie noch Gretchen im Hinterhalt. Aber diplomatisch hat sie es nicht gerade angefangen. Ihr alter Fehler: Tempo.

Sie hat Zeit, ihre Waffen zu sammeln, denn Wolfgang Hessel wirft sie noch nicht hinaus. Vorläufig steht er völlig verstummt vor der jungen Dame, die die Grenze der Gesittung so gröblich überschritten hat, wenn sie nicht etwa —

„Nein, ich bin nicht verrückt," nimmt sie seinen Gedankengang auf, den sie ihm vom Gesicht liest, übrigens dem hübschesten Jünglingsgesicht, das sie jemals sah. Wenn man die stilisierten Marmorlocken des Hermeskopfes von Praxiteles in lebendige, weiche Haarmassen überträgt, so gleicht dieser einsiedlerische Wolf dem Götterboten mit dem kleinen, schönen Haupt.

„Ich bin bloß Gipsy Seitz aus Hamburg. Und Gretchen Lemme hat mich zu Ihnen geschickt."

Gipsy wäre gern bereit, Einrittsgeld zu zahlen für die sprechende Flucht der Gedanken, die sie über das Hermesgesicht laufen sieht. In keinem Kino kann man das besser sehen!

Sie berührt seinen Arm mit ihrem Handschuh: „Also ganz so schnell geht's doch nicht. Können wir uns nicht setzen?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Aber es ist doch wohl etwas zu kühl."

Gipsy wühlt ungeduldig das Laub auf. „Aber so gehen wir doch ins Haus, Herr Hessel!"

Wolfgang Hessel beugt hilflos den Kopf. „Das wagte ich Ihnen nicht vorzuschlagen", sagt er leise.

„Ach!" Gipsys Stimme klingt verächtlich und drohend. Der junge Mann bleibt zornig stehen.

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen", sagt Gipsy höhnisch. Er schlägt mit der Hand durch die Luft. „Ich hegte keine Befürchtungen für Sie, gnädiges Fräulein, sondern für Ihren Ruf."

(Fortsetzung folgt.)



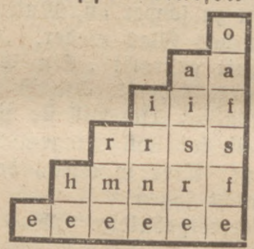
Rätsel-Ecke



Rätsel.

Bin einer oft von beiden.
Mit „h" ein stilles Leiden.
Doch fügst du noch ein „e" hinein,
Werd' ich im Türkenlande sein.

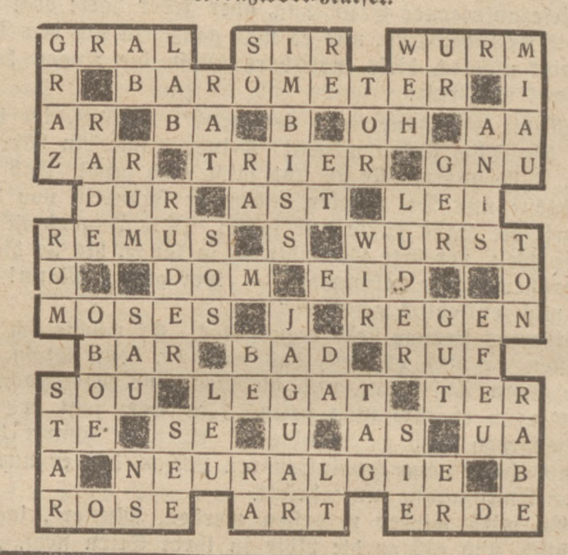
Treppen-Rätsel.



Stelle die Buchstaben dieser Abbildung so um, daß in den wagerechten Reihen (von oben bis unten) genannt werden: ein Buchstabe, Fürwort, Monat, Blume, Hülsenfrucht, eine Zeit im Jahr. Setzt man die unterste Linie rechts im Eck nach oben senkrecht fort, so ist etwas genannt, das man in dieser Zeit unternimmt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 168.

Kreuzwort-Rätsel.



G	R	A	L		S	I	R		W	U	R	M
R	■	B	A	R	O	M	E	T	E	R	■	I
A	R	■	B	A	■	B	■	O	H	■	A	A
Z	A	R	■	T	R	I	E	R	■	G	N	U
	D	U	R	■	A	S	T	■	L	E	i	
R	E	M	U	S	■	S	■	W	U	R	S	T
O	■	■	D	O	M	■	E	I	D	■	■	O
M	O	S	E	S	■	J	■	R	E	G	E	N
	B	A	R	■	B	A	D	■	R	U	F	
S	O	U	■	L	E	G	A	T	■	T	E	R
T	E	■	S	E	■	U	■	A	S	■	U	A
A	■	N	E	U	R	A	L	G	I	E	■	B
R	O	S	E		A	R	T		E	R	D	E

Lustige Rundschau



* **Verbraucht.** In Peter Altenbergs Stammcafé trat eines Tages sein Freund, der Wiener Schriftsteller Egon Friedell, und rief: „A Schmarrn, was du heute im Blatt veröffentlicht hast, Peterle; wenn ich verbraucht bin, schreibe ich auch solch Zeug." — „Sofort mußt du heute damit anfangen, lieber Spizi", entgegnete Altenberg.

* **Maueranschlag.** Das Berühren dieser elektrischen Drähte bedeutet den sofortigen Tod. Jeder, der dabei betroffen wird, hat gerichtliche Verfolgung zu gewärtigen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.